

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 10 (1934)

Heft: 39

Artikel: Das Ende einer Fantasia

Autor: Wattenwyl, Robert von

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754875>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Ende einer Fantasia

VON ROBERT VON WATTENWYL

Der äußerste Gürtel größerer Ortschaften, der Übergang von Stadt zu Land ist fast immer häßlich und trostlos. Wie bei einem abgetragenen Kleide die Flecken und schadhaften Stellen im Lichte der Frühlingssonne plötzlich erschreckend sichtbar werden, so tritt bei einer Stadt, da wo sich die Häuserreihen lichten und die Helle des freien Himmels in sie dringt, der menschlich-allmenschliche Unterbau der Gemeinschaft grausam ungeschminkt zutage; so, als ob die Städte ihren Schmutz und ihr Elend, ihren ganzen Auswurf in dieser einen Zone ablagern würden.

Die marokkanischen Städte kennen dieses peinliche Auslaufen nicht. Die Viertel der Eingeborenen umschließen noch heute gewaltige Ringmauern, und die «Villes Nouvelles», die Siedlungen der Franzosen, sind noch nicht über den Kern hinausgewachsen — ihre Hauptstraßen münden unmittelbar in der Prärie. Nur ein Ort hat den Aufbau einer modernen europäischen Stadt: Casablanca. Wie ein Oelfleck auf dem Wasser breitet es sich immer mehr in der Prärie aus, stößt, nicht anders als ihre Schwestern jenseits des Meeres, triebhaft nach allen Seiten hin in die Landschaft vor. Nur, daß sich hier nicht bloß Stadt und Land begegnen, sondern zwei Welteile, zwei Kulturen, zwei Geschichtsepochen. So grotesk ist die Mischung am Saum von Casablanca, so krass sind die Gegensätze, die hier ineinander übergleiten, daß es schon lange wieder reizvoll ist.

In diesem bunten, seltsam charakterlosen Rahmen war es, daß es geschah. «Wir kamen weit aus dem Süden und waren recht froh, unser Reiseziel dicht vor uns zu haben, als aus einer Seitengasse, einer der ersten, die in die große Chaussee einmünden, ein mit Eingeborenen vollbeladener Autobus direkt auf uns zusteuerte. Er fuhr mit voller Geschwindigkeit, hatte sicher seine sechzig bis siebzig Kilometer auf dem Tachometer. Was sollte ich tun? Links stand eine Mauer, rechts säumten zwei Häuser die Mündung der einfallenden Straße. Auswei-

chen war unmöglich und zum Anhalten — das sah ich sofort — reichte es auf der glatten Straße nicht mehr. Also blieb nur eines: Gas geben.

Es war schon zu spät. Der Car erwischte doch noch den Hinterteil unseres Wagens. Das Schutzblech war abgerissen, der Benzinkörper eingedrückt (es war ein wahres Wunder, daß sich der Brennstoff nicht entzündet hatte), Rad und Hinterachse waren verbogen, als wären sie aus Pappe gewesen. Der Autobus, den es nach dem Zusammenprall noch an die Mauer geworfen hatte, war noch ärger mitgenommen: Stoßstange, Scheinwerfer, Kühler, die ganze Vorderfront war zu einem einzigen unentwirrbaren Knäuel zusammengepreßt. Die Karosserie, ein dilettantisch zusammengezimmter Aufbau aus Brettern und Wellblech wie sie diese Eingeborenenwagen fast alle haben, hatte erstaunlicherweise ganz ordentlich standgehalten.

Merkwürdig! Niemand war etwas geschehen: dem Führer des Autobus nicht, den Fahrgästen nicht, obschon sie wie Heringe verfrachtet waren, dreißig im Innern und zwanzig kauernd auf dem Dache, mir nicht und auch meiner Begleiterin nicht. Seltsam! Kein Mensch hatte nur das Geringste: keine Gehirnerschütterung, keine Quetschung, keine Beule, nicht einmal eine Schramme, nichts — nur einer war tot: ein kleiner, schlanker, halbwüchsiger Araber, der «Schaffner» des Autobus.

Warum eigentlich der Besitzer des Cars («Transporteur») ist einer der beliebtesten Berufe in Marokko; es gehört sozusagen zum guten Tone, wenigstens eine Zeitlang einige Wagen auf irgend einer Strecke laufen zu haben; diesen zweiten Mann eingestellt hatte, war nicht ganz ersichtlich. Ebenso gut wie bei den andern Autobussen dieser Art hätte auch hier der Führer die Kontrolle der Fahrkarten übernehmen können. Es war wahrscheinlich ein Spleen des Unternehmers gewesen oder bloße Gutmütigkeit; er mochte den Jungen gut oder wußte nicht recht, was sonst aus ihm machen. Vielleicht aber hatte er

gleich listig erkannt, daß er keine bessere Reklame für seinen Betrieb hätte finden können.

Der Junge hatte nämlich sein Amt überaus wichtig genommen und es mit wahrer Leidenschaft erfüllt. Wenn der Wagen an den Wartestellen hielt, half er den Leuten beim Aus- und Einsteigen, schwenkte wie wild ein Fähnchen in der Luft herum, stieß gellende Pfiffe aus und rief — obwohl es groß angeschrieben stand und ohnehin für niemand der geringste Zweifel bestand, daß der Wagen nach Casablanca fuhr — unzählige Male aus voller Kehle das Reiseziel aus. Während der Fahrt kletterte er unaufhörlich auf den Wagen herum, ging von Reihe zu Reihe, schwang sich mit affenartiger Behendigkeit aufs Dach, redete und scherzte mit jedem der Gäste und verlangte mit gewichtiger Miene immer wieder von neuem die Fahrkarten zu sehen.

Sein Hang zur Akrobatik sollte ihm schließlich zum Verhängnis werden. Als er in einem Paar Augen, die groß und dunkel zwischen zwei weißen Tüchern hervor seine weggeworfenen Taten verfolgten, glühende Bewunderung hatte aufleuchten sehen, war toller Mut in ihn gefahren. Er kletterte zurück bis zum Führersitz, um dann gerade als der Motor auf vollen Touren ging, mit einer Hand sich an der Tür hielte, langsam auf das Schutzblech niederzugleiten. Als er festen Halt hatte, ließ er den sichernden Griff los, kroch nach vorne, so weit bis er mit der einen Hand den Kühlerknopf aufschrauben konnte. Wie aus einem Vulkankrater schossen Dampfwolken zum Himmel, aber es hinderte den Jungen gar nicht, dem Führer mit lebhaften Zeichen davon Kunde zu geben, daß er von dem Stand der Dinge höchst befriedigt sei.

Es war noch immer nicht genug. Noch kühner, noch geschickter wollte er sich zeigen. Er wußte, was seine Wirkung nie verfehlte. Es war eine schwere Aufgabe, ein wahres Kunststück, das er nur bei besonderem Anlaß vorführte: bei voller Fahrt die Haube heben und den Motor überprüfen. Er mußte sich ganz flach niederlegen, sich dicht an den Kotflügel schmiegen, um die Kappe über sich hinwegschieben zu können.

Es war vorzüglich gelungen, diesmal; er hatte das schwere Bravourstück mustergültig vorgeführt. Er war eben daran gewesen, die Verschlüsse wieder zuzuklappen (und der Chauffeur im Begriffe, seine Aufmerksamkeit wieder der Straße zuzuwenden), als der Zusammenprall erfolgte.

Er lag mitten auf der Straße, der arme Junge. In einem Zustand . . .

«Schau nicht hin», sagte ich zu meiner Begleiterin, «gehe voraus ins Hotel, ich komme nach, sobald ich hier fertig bin.»

